

Lyrik in der

Das Jahr 1963 war ein „Jahr der Lyrik“. Aber hat die Lyrik, die Dichtkunst, nur zu bestimmten Zeiten und Jahreszeiten Bedeutung?

Wir wissen: dem ist nicht so! Auch die UZ hat das schon bewiesen. Immerhin: 1963 brachte einen Auf- und Durchbruch, setzte mit den Lyrikabenden einen Anfang.

Der Titel einer Gedichtsammlung, Frucht dieser ersten Lyrikabende war programmatisch: „AUFNAHME 63“ – Auflagenhöhe 10.500 Exemplare, während Lyrikbände sonst nur eine Auflage von durchschnittlich 1500 bis 2000 Exemplaren erreichen! Der letzte große Lyrikabend in Leipzig galt als „BILANZ 63“.

Wie geht es weiter? Was bringt 1964?

Die ersten Antworten auf diese Fragen liegen ausgedrückt vor: Im Verlag NEUES LEBEN erscheint eine „AUSWAHL 64“, im Aufbau-Verlag, vor allem aber im Mitteldeutschen Verlag (Halle) wird eine Reihe von Lyrikbänden erscheinen, u. a. ein Bändchen mit (meist schon bekannten) Versen und Versuchen von Volker Braun. Die ersten „neuen Gedichte“ sind gedruckt!

Der „START 64“ ist also geblüht. Unter anderem mit der oder in der UNIVERSITÄTSZEITUNG Nr. 6/64: eine Seite „Junge Lyrik“!

Junge Menschen – junge Lyrik. Damit ist schon Wesentliches gesagt: es ist junge, neue, es ist unsere neue Lyrik, in unserer Zeit geboren, ihre Probleme widerspiegelnd (auch bei gedanktiefen Exkursionen in die Vergangenheit).

Das sind allgemeine Feststellungen, Binsenweisheiten, Vorurteilortbeeren. Wo bleibt die KRITIK? Um diese Gedichte muß es kritische Auseinandersetzungen geben, nicht nur lapidare „Einschätzungen“. Die Diskussion – siehe UZ Nr. 6/64 – hat begonnen.

Allen Autoren, allen ihren dichterischen Versuchen ist gemeinsam die bewußte Auseinandersetzung mit Grundfragen unserer Zeit, eine konkrete, nicht allgemeine, eine sachbezogene, nicht platte Auseinandersetzung – wenn sie auch meist hinter dem Gedicht steht. Darum auch kommen sie – jeder auf seine Art, dem „Stoff“ gemäß – zu einer konkret-begrifflichen Aussage, wenn auch mit unterschiedlicher emotionaler und gedanklicher „Wirkung“. Es kommt auf den EINDRUCK an! Darum kann eine solche wohlwollend-allgemeine „Einschätzung“ nicht befriedigen. Sie würde verdecken, was an wesentlichen Unterschieden zwischen den einzelnen Gedichten aufscheint, und Schwächen, Mängel verkleinern.

Natürlich, können bei der Kritik an verschiedenen Gedichten sehr verschiedene subjektive Momente eine Rolle spielen – vor allem, da man die Kritik nicht auf Fragen der Form, der „handwerklichen“ Gestaltung beschränken kann und darf. Es kommt auf die (künstlerische) Bewältigung des Themas an.

Bewältigung des Themas, des Anliegens setzt nicht immer komplizierte Form voraus, verlangt nicht effektvolles „Kunstlicht“ – Schlichtheit, Natürlichkeit sind vielen unserer heutigen Themen gemäßer. Trotzdem scheinen mir die beiden Gedichte von Hans Thomas zu „einfach“ zu sein. Sie sind zu allgemein; ihnen fehlt notwendige Tiefe, Vertiefung. „Und immer wieder ...“, immer wieder das alte Lied ... Es stimmt alles, was Thomas in Kalenderabfolge fotografisch-wirklichkeitsgetreu aufzählt; wir lesen eine poetisierte Kommentarpassage zum vulgär verstandenen Gesetz der Negation der Negation, in der sogar Horzeleid (!) und Traurigkeit eine Rolle spielen – aber natürlich nur (Jahres-)zeitbedingt, denn im Frühling, im Frühling, da gib's ein „Aufsteigen“ ...

Das ist weder neu, noch neu gesagt und außerdem zu – „schlicht gemein“!

Ich finde: Thomas hat den großen Vorwurf nicht in einem Wurf bewältigt, darum muß er sich mehr als einen Vorwurf gefallen lassen. Auch das zweite Gedicht, in der Diktion weniger als Lese-, sondern als Sprechgedicht angelegt, „agit-propagandistisch“, kann nicht ganz befriedigen. Allerdings ist hier bei aller „Universalität“ – weltweiter Kampf für den Frieden – das Thema schon konkreter gefaßt, auf einen Gegenstand, ein durchgehendes (Varianten-)Bild bezogen: die Liebe in allen ihren menschlichen Formen. Nur darum bleibt das Gedicht nicht bloße Deklamation.

In anderen Gedichten wird der Autor als PERSÖNLICHKEIT schon eher sichtbar. Es sind andere Autoren –!

Das gilt auch für Helga Neubert, für ihre „Orchideen“. Allerdings erscheint das Gedankenbild, von dem sie ausgeht, nicht ganz neu; sie poetisiert Bild und Aussage durch gerade noch tragbare „Verkürzungen“ und logischen „Denkzwang“. Jenseits der Verwendung dieses legitimen Kunstmittels läßt sich gegen ihre Verse einiges einwenden. Das schließt nicht aus, und darauf möchte ich hinweisen, daß in diesem Gedicht eine wesentlich stärkere emotionale, „persönliche“ Wirkkraft enthalten ist, als in den „anonymen“ Feststellungs- und Aufzählungsgedichten von Hans Thomas.

Einen gewissen Höhepunkt erreicht die Identifizierung des Autors mit seinem Gedicht bei Volker Braun in der „Gebrauchsanweisung zu einem Protokoll“, wenn sich der provozierende Gedichteschreiber provozierend-herablassend, bescheiden, arrogant, wert- und unweibbewußt, selbstbewußt-brilliant-hin stellt und proklamiert, daß er der Braun sei, „den ihr kritisiert“!

Hier hat man es mit einem Gedichtschreiber zu tun, der schon mehr um das Gedichteschreiben weiß und auch um die verschiedenen möglichen Wirkungen der Lyrik. Für ihn ist Lyrik nicht bloßer Zweck, der für jeden Autor grundsätzlich zuerst vollzogenen Selbstverständigung, sondern ihm gemäße Mittel einer Aussage-Wirkung, nicht aber „Selbstzweck“.

Leser schreiben ihre Gedanken zu Granins Roman „Dem Gewitter entgegen“

GOLYZIN IST KEIN DOGMATIKER

Jawohl, es ist ein großartiges und unbequemes Buch. Für mich vor allem deshalb, weil ich selten so überzeugend erlebt habe, wie vielfältig unser Leben ist, wie wenig die simple Vorstellung stimmt, daß die bedeutenden Leistungen von einzelnen Genies vollbracht werden, und wie verantwortungsvoll andererseits die Tätigkeit bedeutender Persönlichkeiten für die Formung der jungen Generationen ist. Aber vor allem gab mir Granins Roman eine Vorstellung von einem echten Meinungsstreit. Seitdem ich an der Universität tätig bin, erlebe ich häufig Meinungsverschiedenheiten. Selten wurde daraus jedoch eine gründliche Auseinandersetzung, bei der jeder seine Meinung mit aller Leidenschaft vertritt. Im besten Falle kam es zu einem akademischen Geplänkel, weil jeder Angst hatte, dem anderen wehe zu tun. Ist es nicht Voraussetzung für einen fruchtbaren Streit, daß jeder von der Richtigkeit seiner Auffassung überzeugt ist? Vertritt nicht jeder seine Meinung solange mit Recht, bis er von der Argumentation und dem praktischen Experiment des anderen überzeugt wird? Golyzin teilt nicht die Meinung Krylow, weil seine bisherige Arbeit andere Wege als richtig zu weisen scheint. Ist Golyzin deshalb ein Dogmatiker? Kann er als ernstzunehmender Wissenschaftler denn anders handeln, als sein Lebenswerk überzeugt zu verteidigen? Ist von einem Wissenschaftler zu verlangen, daß er seine Anschauungen aufgibt, nur weil ein anderer eine neue Hypothese aufstellt?

Was soll das, wird sich der Leser fragen, natürlich sind solche Reaktionen von einem Wissenschaftler nicht zu verlangen. Ich bin aber der Meinung, daß sich bei uns solch ein Verlangen hinter dem Gerede verbirgt, es sei schwer möglich, seine Meinung offen zu vertreten, denn der Dogmatismus regiere noch an manchen Stellen. Was nutzt es, wenn ich den Teufel mit dem Beelzebub austreibe, indem ich das mache, was ich dem anderen vorwerfe. Ich plakatiere ihn als einen sterilen Denker und setze voraus, daß ich recht habe. Dr. Willi Walther illustriert seinen Beitrag zur Diskussion um das Werk Granins mit seinen persönlichen Erlebnissen. Soweit das Beispiel als konkretes Geschehen an der Fakultät zu werten ist, sollte darüber die offene Auseinandersetzung am Ort selbst geführt werden, und es lohnte sich nicht, hier große Auslassungen von sich zu geben. Wenn es aber als Präzedenzfall gelten soll (und das darf ich nach den Erklärungen Dr. Walthers über die Gründe für seine Darlegungen annehmen), dann möchte ich meinen Eindruck zum echten Meinungsstreit und den Ursachen für seine mangelhafte Entwicklung doch gesagt haben. Wolfgang Stenkenberg weist nach meinem Dafürhalten mit vollem Recht auf die Schuld der Botshkarjows und Pesezkis hin. Fehlende Zivilcourage und die Neigung, mit möglichst wenig Anecken über die Runden zu kommen, sind auch bei uns die größten Hemmnisse, eine sachliche aber unvermeidlich auch leidenschaftliche Debatte in Gang zu bringen.

Dr. Walther fragt abschließend, woher Krylow die Kraft nimmt, sich durchzusetzen. Nach meiner Meinung von dort, wo auch Granin die Kraft herholt, solch ein lebensvolles Buch zu schreiben; denn es ist kein Werk, das den Pessimismus der Leisetreter oder den arroganten Snobismus der Leute bestätigt, die schon immer alles vorher gewußt haben. In Granin und seinen Helden (für mich besteht ein weiterer Vorzug des Romans darin, daß Granin zeigt, es gibt außer Krylow noch andere Helden, und sie sind sogar die Mehrheit der Menschen) ist für mich das Lebensgefühl von Persönlichkeiten verkörpert, für die der Zweifel an der Richtigkeit der Entwicklung ihrer Gesellschaft überhaupt nicht existiert. Erst in diesem Rahmen beginnen ihre Überlegungen darüber, ob der eingeschlagene Weg in jeder Etappe der rationellste ist. Dieses Kriterium möchte ich allerdings auch als Rahmen für unsere Diskussion für gültig bezeichnen. Streite ich mich um die schnellere Vorwärtsentwicklung unserer Gesellschaft oder werfe ich Fragen in die Debatte, die mich davon abhalten, meine Aufgaben so schnell und gründlich zu lösen, das zu klären, ist nach meinem Dafürhalten eine völlig legitime Forderung, die dann nicht engstirnig entschieden wird, wenn die Debatierenden sowohl von ihrem Fach, als auch von der Theorie des Marxismus-Leninismus viel verstehen. Erst dann kann, finde ich, der Gedanke allein Bestand haben, den Dr. Walther formuliert.

In diesem Zusammenhang sei mir erlaubt, noch einen Eindruck zu Papier zu bringen, von dem ich nicht weiß, ob er auch für andere Fakultäten Gültigkeit hat. An unserer Fakultät gibt es von einem nicht geringen Teil der Studenten Protest gegen bestimmte Lehrmethoden und auch gegen den Inhalt mancher Lehrveranstaltungen. So etwas hat es in der Geschichte der Universitäten schon immer gegeben und insofern enthält es der Originalität, mit der sich nach meinem Eindruck manche der „Protestanten“ schmücken möchten. Aber an sich ist Unzufriedenheit ja etwas Gesundes, wenn der Kritisierte durch das intensive Studium zu der Meinung kommt, das Gebotene entspreche nicht mehr der neuesten Erkenntnis. In Granins Buch lernen wir Studenten kennen, die auch verrückt spielen, die Welt einreißen möchten, alles Bestehende für überholt erklären. Aber an der Tatsache, daß dieser ganze Zauber auf dem Hintergrund ernsthaftesten Studiums beruht, daß bei diesen Studenten erst einmal der Wille vorhanden ist, zu respektieren, daß der Lehrende nicht auf seinem Katheder sitzt, weil er in seinem bisherigen Leben bewiesen hat, daß er eine totale Null ist, daran läßt Granin keinen Zweifel. Und ich möchte mir nicht verkneifen festzustellen, daß es mit diesen Voraussetzungen bei einer ganzen Anzahl der Studenten unserer Fakultät, wie Zensuren, Wissenstests und Seminarbeteiligung bewiesen, noch nicht zum besten bestellt ist. Auch in dieser Richtung schien mir Granins Roman interessant. Klaus Thielicke

Mir scheint hier eine Auseinandersetzung mit bzw. über Volker Braun weniger wichtig zu sein, als vielmehr eine gründlichere Bezugnahme auf die uns kritisch-helfende Diskussion über die anderen Gedichte bzw. Gedichtversuche. Braun hat bereits eine gewisse Stufe erreicht, jene, auf der auch stärkere Selbstkritik zu erwarten ist. Das heißt nicht, Volker Braun brauche keine Kritik – auch und gerade weil er schon eine „eigene“ (wenn auch oft gesucht maniert wirkende) Sprache gefunden hat, bedarf er der Kritik, scheint gerade er ohne weiterführende Kritik nicht bestehen zu können. Steht man seine Gedichte nämlich näher an, stellt man fest, daß er gar nicht der „naturnahen burschenhafte Rebell“ ist, als der er oft erscheint und sich nicht selten auch maskiert; sein scheinbares Rebellentum ist mehr – es hat weder mit dramatisierendem Nihilismus, noch komödiantischer Poesie, noch mit gesucht rüdem Holzhackerton mehr gemein als gewisse Anklänge. Seine scheinbare unterkühlte „Sachlichkeit“ ist elementar-blutvoll, die Grundhaltung revolutionär. Aber gerade darum muß er, auf daß Volker Braun von der „poetischen Person zur Persönlichkeit“ wirklich kritisiert werden, und das weiß er auch. Es geht uns und ihm um mehr, als „nur ein bißchen Zukunft“!

Wie gesagt, der kritikwerte Braun hat genug Kritiker gefunden. Wie ist es mit den anderen Autoren?

Ich denke da besonders an die „Wandlung eines Paris“ (von Horst Fischer) und an das Gedicht von Walter Michel: „Ein Suchender“. Zwar erscheinen beide, Michel und Fischer, selbst als Suchende, hier nicht auf Standpunkt und -ort bezogen, sondern auf die Eigenverständigung über Form und Stoffbedeutung. Der parteilich und mit einem guten Blick auf den Konflikt ausgewählte Stoff muß auch bewältigt werden! Daß dies nicht im ersten Anlauf geschehen kann, steht außer Zweifel – beide Gedichte aber scheinen erst ein Anlauf zu sein, eben auch hier „Start 64“, zu einer Bilanz oder gar „Auswahl 64“ reicht es noch nicht. Gerade darum sollte diesen jungen Autoren geholfen werden, ihnen eine wertvolle helfende Betreuung zuteil werden.

Bemerkenswert bei beiden Gedichten scheint mir, daß sie nicht – wie es oft zu verzeichnen ist – „konfliktlos“ erscheinen. Sie deklamieren nicht eine gültige Lösung, einen Standpunkt, sondern machen deutlich, daß es Probleme gibt. „Ein Suchender“ – dieses Gedicht könnte meiner Meinung nach der erste Entwurf für eine nicht bloß poetisierende Tagobuchchronik allgemeiner Gültigkeit sein; es enthält den Stoff, ist die Grundlage für ein allgemein gültiges Gedicht über ein wesentliches Problem unserer gegenwärtigen Situation. Wie Michel „daran bleiben“?

Inzwischen – diese allgemeinen Betrachtungen eines UZ- und Gedichteserz waren längst konzipiert – erschienen einige Diskussionsbeiträge zu junger Lyrik in der „UNIVERSITÄTSZEITUNG“. Sie sind gezielter, sachlich-sachkundiger. Trotzdem möchte ich an diesen meinen ersten Eindrücken, so wie sie geschrieben sind, nichts verändern.

Allerdings ist eine Anmerkung nötig.

Die summarische Einschätzung: „Konfektion! – Ausnahme: Volker Braun ...“ trifft ungefähr den Kern; aber diese qualitative Wertbestimmung allein läßt nicht weiter. Hier wird nur eine Seite an- und ausgeleuchtet, denn es wird nicht gesagt, wie es mit den anderen, allen anderen jungen Autoren weitergehen soll? Und darum hat Robert Zoppock sehr recht, wenn er feststellt: „Eine solch summarische Ablehnung der Veröffentlichung lyrischer Versuche ist nicht richtig, sie dient weder unserem literarischem Gespräch, noch der Entwicklung des einzelnen Verfassers.“ (UZ Nr. 8)

In wesentlichen Punkten ist auch Walfrid Hartinger (UZ Nr. 10) zustimmend: „Gedankliche Tiefe fehlt! Ja, das stimmt weitgehend, denn „ganz offensichtlich arbeiten die Verfassenden nicht präzise“, wobei ich das in erster Linie auf den notwendigen Arbeitsgang, die Notwendigkeit der Überarbeitung (etwa der „Arbeit am Gedicht“ bezogen wissen möchte).

Meine kritischen Einwendungen stimmen in vielen Dingen mit den Darlegungen Hartingers überein. Nur in einem Punkt gibt es einen großen Gegensatz: Er schreibt: „Gedichte sind nicht in erster Linie dazu da, kritisiert zu werden, ein Gespräch über sie anzuzetteln. Nun, sie sind nicht ausschließlich und wirklich in erster Linie dazu da, nur kritisiert zu werden, aber ich behaupte dennoch: Gedichte müssen Gespräche auslösen!“

Nicht irgendwelche natürlich, aber so wie diese aktuellsten Gedichte junger Menschen Diskussionsbeiträge sind zur Klärung und Erarbeitung richtiger Sicht und Standpunkte in unserer Zeit, so sehr müssen sie auch Zustimmung oder Ablehnung eine Gegenäußerung herauf. Sie müssen ein Gespräch hervorbilden – sonst wären es keine echten menschlichen Gedichte, sondern in Gedichtform kunstvoll dekorierte Monologe: Egoistisch-individuell unter Glas gehütetes Intellektuell der Verfasser, wehrauchunwürdige Kultbilder, in sterilen Behältnis. Nein, so ist das nicht!

Wer heute aktuell, junge Lyrik schreibt, gegenwartsbezogen, der gesellschaftlichen Wirklichkeit unseres Lebens verhaftet, aus ihm erwachsen wie „seine“ Gedichte, wird kaum für ein plüschgebundenes Geheimalbum schreiben, er erfüllt einen gesellschaftlichen Auftrag, er stellt seine dichterische Widerspiegelung unserer Wirklichkeit zur Diskussion.

Es wäre schlecht, wenn Gedichte keine Diskussion auslösen würden!

„Das Gedicht muß den Freund und Genossen lieben ...“ – „Keine Grenze für den Leser ist der Punkt, druckerschwanzig ...“ So Karl-Heinz Röhrl in seinen „Reflexionen über Lyrik“ (UZ 10/64), und hinter diesem Punkt, der keine Grenze ist, beginnt das Gespräch, das Gedichte nicht nur auslösen dürfen, sondern das sie hervorbringen müssen ... Franz Neumann

Diskussion

Bücher für neue Abonnenten

Für je 10 neugeworbene Abonnenten der „Universitätszeitung“, also für je 10 ausgefüllte Bestellzettel, die Sie in der Redaktion, Ritterstraße 26, abgeben, erhalten Sie ein Buch, das Sie sich aus der nachstehenden Liste auswählen und in der Buchhandlung Franz-Mehring-Haus umgehend abholen dürfen. Außerdem lösen wir auf je 10 einzeln eingehende Bestellscheine ein Buch aus. Bestellscheine sind in der Redaktion und bei den Parteileitungen der Grundorganisationen erhältlich.

- Christa Wolf: „Der geteilte Himmel“
- Herbert Nachbar: „Die Hochzeit von Länneken“
- Wolfgang Schreyer: „Der Traum des Hauptmann Loy“

- Ulrich Becher: „Männer machen Fehler“
- Willi Bredel: „Die Prüfung“
- Franz Fühmann: „Das Judenauto“
- Lea Grundig: „Gesichte und Geschichte“
- Robert Jungk: „Strahlen aus der Asche“
- Boris Polewoj: „Tiefes Hinterland“
- Harry Thürk: „Das Tal der sieben Monde“
- Emily Bronte: „Die Sturmwoche“
- Agnes Smedley: „Eine Frau allein“
- Galina Nikolajewa: „Wassilissa und die Wunder“
- Hans Maaßen: „Die Kreuztauf“
- Michail Lermontow: „Ein Held unserer Zeit“
- Sonja Kowalewsky: „Erinnerungen an meine Kindheit“
- Jonas Lie: „Der Lotse und seine Frau“

- Konstantin Simonow: „Im Süden“
- Louis FURNBERG: „Die Begegnung in Weimar“
- Jan Petersen: „Yvonne“
- Anna Seghers: „Der Ausflug der toten Mädchen“
- Gerhard Harkenthal: „Hochgericht in Toulouse“
- Jürgen Lenz: „Der Atlantik schweigt nicht“
- „Die zweite Begegnung“ (Erik Neutsch u. a.)
- J. C. Schwarz: „Die sechste Kolonne“
- Bernhard Seeger: „Sturm aus Bambushütten“
- Herbert Ziergiebel: „Das Gesicht mit der Narbe“
- Herbert Ziergiebel: „Satan hieß mich schweigen“
- Egon Erwin Kisch: „Marktplatz der Sensationen“
- Jan Petersen: „Unsere Straße“
- Anna Seghers: „Das siebte Kreuz“